

Nr. 47

1. DEZEMBER 1928

II. JAHR

---

# DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der Spion / Die Spionin

---

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

---

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ  
JAKOMINIGASSE 38.

---

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats



# DAS NEBELHORN

---

Nr. 47

1. Dezember 1928

II. Jahr

---

## Der Spion

Mein Erlebnis mit dem Spion, das ich hier erzählen will, habe ich lediglich meiner Unwürdigkeit zu verdanken.

Doch das ist vielleicht zuviel gesagt. Erlebt hätte ich es wohl auch, wenn ich ein Würdiger gewesen wäre. Aber anders ausgegangen wäre es. Ich hätte den Worten des Hauptmannes mehr geglaubt als meinem eigenen Gefühl und sie hätten ihn aufgehängt. Kein Hahn hätte nach ihm gekräht. Und die Tatsache, daß so bei der Armee des Erzherzogs Friedrich, bei der Anfang des Krieges ungefähr vierzigtausend Menschen gehenkt worden sein sollen, einer mehr gehenkt worden wäre, hätte auch niemanden geschert. Aber meine Unwürdigkeit . . . — doch ich will der Reihe nach erzählen.

Ich bin nämlich — der Leser wird es, nachdem ich's bereits dreimal gesagt habe, schon erraten haben — ein Unwürdiger. Ich hatte das in den ersten vierundzwanzig Jahren meines Lebens gar nicht bemerkt. Aber beim Militär wurde es endlich konstatiert. Und meine Militärdienstleistung beim ehemaligen Feldkanonenregiment Nr. 6 endete im August 1912 mit einem Krach; und zwar stilvollerweise ausgerechnet während der Schießübungen des Regimentes in der Gegend nördlich von Stockerau.

„Kein Angehöriger des Regimentes, weder Offizier (Gleichgestellter) noch Mannschaftsperson, darf am kommenden Samstag und Sonntag das Dorf, in dem er bequartiert ist, verlassen“, so verkündete damals der Regimentsbefehl. Nun hatte ich aber tags zuvor von einem Wiener Mädchen, das ich schon längere Zeit verehrte, brieflich einen anderen Befehl erhalten. „Ich

bin Sonntag den ganzen Tag allein und hoffe zuversichtlich, Dich bei mir zu sehen“, so verkündete mir damals der Reservatbefehl eines Geschöpfes, mit dem sich in meinen Augen unser Oberst an Reizen nicht im entferntesten messen konnte. Ares und Aphrodite, die Homer nur irrtümlich unter eine Decke versetzt haben kann, kamen dadurch einander ins Gehege und niemand kann leugnen, daß durch eine solche Kollision von Wünschen sämtliche Vorbedingungen für ein militärisches Delikt, wert, in einem Volksliede besungen zu werden, gegeben waren. Ich brauche mir, Gott sei Dank, heute nicht den bitteren Vorwurf zu machen, diese Vorbedingungen unausgenützt gelassen zu haben. Schon Samstag mittags verschwand ich per Rad spurlos aus den Reihen der so ruhmreichen kaiserlichen Armee und kehrte erst am Montag um vier Uhr früh, noch dazu im schlichten Kleid des Bürgers, in mein Feldquartier bei einem Bauern in Niederfellabrunn zurück, während sich das Regiment draußen auf der Dorfstraße eben anschickte, militärisch gestieft und gespornt auszurücken, um auf abgeernteten Feldern unter möglichster Vermeidung von Flurschäden Ernstfall zu spielen.

Meine Strafe bestand im Entzug aller „Begünstigungen“ — worunter man beim Militär in naiver Selbsterkenntnis bezeichnender Weise die Erlaubnis zu einer zeitlich beschränkten Flucht vor allem Militärischen verstand — und in dem Verbot der Teilnahme an der abendlichen Offiziersmesse. Den ersten Teil der Strafe ertrug ich leicht, denn ich war in den nächsten Wochen einige Male in Wien, allerdings nicht am Sonntag, an dem man mich kontrollierte, sondern an Wochentagen, an denen mich niemand vermißte; der zweite Teil der Strafe aber bereitete mir geradezu Vergnügen, denn ich hatte für keine der drei Arten von Messen, die wir kennen, je eine besondere Vorliebe. Weder für jene Messe, die uns mit Gott in nähere Verbindung bringen will, indem sie uns Gelegenheit gibt, ihn unter Entwicklung von Weihrauch und Glockenläuten aufzuessen;

noch für jene, die uns mit den militärischen Vorgesetzten in Kontakt bringen will, indem sie uns Gelegenheit gibt, mit den Vorgesetzten unter Entwicklung von Zigarettenrauch und beim melodischen Läuten der Sauglocke gemeinsam zu speisen; noch für jene, die uns mit der Industrie in wirtschaftliche Verbindung bringen will, indem sie unter dem Geläute aller Reklameglocken und unter dem allgemeinen Qualm, den der Fortschritt in den Gehirnen erzeugt, versucht, das Wunder der Transsubstantiation überflüssiger Waren in unser bloß flüssiges Geld zu wirken. Gerade damals beim Militär aber hatte ich schon lange nach einem schicklichen Vorwand gesucht, den abendlichen Gesprächen der Vorgesetzten und Höheren über die Personalverhältnisse in den Wiener Bordellen entfliehen zu können. Nun hatte ich diesen Vorwand zu meiner Freude strafweise zudiktiert erhalten. Aber leider dauerte diese strafweise Begünstigung, die Abendstunden Büchern und nicht der Beobachtung eines Majors bei der Benützung des Zahnstochers widmen zu dürfen, nicht allzulange, und eines Tages wurde ich verständigt, daß ich von nun ab an der Offizirmesse wieder teilnehmen dürfe. Kein Fühlender kann es mir verargen, daß ich von dieser Begünstigung keinen Gebrauch machte und auch weiterhin zu Hause blieb. Aber obwohl ich durch ein solches Verhalten unbestreitbar jenes Ehrgefühl bewiesen hatte, das bei Mannschaftspersonen zu wecken und zu pflegen Aufgabe des Vorgesetzten war, wurde mir dennoch bei einer einige Tage später abgehaltenen Offiziersversammlung die „Würdigkeit“ zum Reserveoffizier abgesprochen und dadurch im kleinen Kreise wieder einmal bewiesen, daß die Würde, die einer bewahrt, leicht den Verlust seiner Würdigkeit zur Folge haben kann.

So mußte ich also, als zwei Jahre später der Krieg ausbrach, mit dem komplizierten Titel eines „Reservefeuerwerker-Kadettaspiranten“ einrücken, während die Kameraden, die gleichzeitig mit mir gedient hatten, bereits die Fähnrichswürde bekleideten. Und erst im

Jahre 1915, als der Begriff der Offizierswürdigkeit durch den Krieg schon etwas ramponiert war, wurde auch ich Leutnant.

\* \* \*

Dieses mein (obengeschildeter Unwürdigkeit entsprungene) Bastardtum zwischen Offizier und Mannschafts„person“ verschaffte mir in den ersten Monaten des Krieges eine harte, aber viele Erkenntnisse vermittelnde Lehrzeit. Von einem Truppenkörper zum andern geworfen, nirgendwo daheim, bald irgendwo das fünfte Rad am Wagen, bald wieder als Ersatz für einen kranken Offizier Kommandant über eine ganze Unterabteilung, von den einen Vorgesetzten als ihresgleichen behandelt, von den anderen als Unteroffizier geschuriegelt, an einem Abend bei unserer Divisionsabfertigung mit dem Erzherzog Peter Ferdinand und dem Prinzen Elias von Parma zu Tisch, am andern Abend hungrig mit Kanonieren im Straßengraben, gestern Zeuge der Schweinereien bei einem Kommando, heute Zeuge des Leidens und Sterbens einfacher, zum Narren gehaltener Menschen unter Hochrufen auf den Kaiser im Dreck — so lernte ich den Krieg und die Menschen und auch mich selbst von allen Seiten kennen und wurde immer mehr das, was man mich schon im Frieden beim Militär gescholten hatte: ein Sozialist, welches Wort bezeichnenderweise damals soviel bedeutete wie heute „Bolschewik“. Und jeder Tag vermittelte mir mindestens einen aufschlußreichen Blick hinter die Kulissen jener kriegerischen Tapferkeit, die alle Zeitungen und Bücher als Heldentum und höchste Manifestation männlicher Tugend im Kampfe für ein Ideal priesen. Ich sah, wie Offiziere dafür ausgezeichnet wurden, weil sie durch unfähige Führung ihrer Truppe Gelegenheit gegeben hatten, sich für das Ideal der Dummheit ihres Kommandanten hinschlachten zu lassen, ich sah ganze Regimenter, die eben erfahren hatten, daß sie in der nächsten halben Stunde angreifen mußten,

vor dem Heldentod korporativ in die Büsche verschwinden, falls welche vorhanden waren; denn der Unterleib war noch Natur und kannte nicht die Verstellungskünste des Maules. Und ich sah schließlich einmal einen Kanonier, der mit keinem Ohrwaschel wackelte, als eine schwere Granate knapp neben ihm in den Boden schlug. Ein Held, wird man sagen. Aber als diesen Helden eine Viertelstunde später sein Hauptmann anbrüllte, weil er widerrechtlich seine Fleischkonserve aufgefressen hatte, die zur eisernen Portion bestimmt gewesen war, da wurde er leichenblaß und zitterte vor Angst am ganzen Körper. Durch solche Beobachtungen lichtete sich für mich allmählich das Mysterium eines Heldentums, das heute schon wieder die Obertanen und solche, die zu ihnen werden wollen, schüchtern zu propagieren beginnen. Und ich erkannte: die kriegerische Tapferkeit war in 99 von 100 Fällen nichts weiter als pervertierte Feigheit. Fürchtete der Feigling den Tod mehr als den Hauptmann, so fürchtete der sogenannte Held den Hauptmann mehr als den Tod; das war der ganze Unterschied. Tapfer war der, der aus lauter Angst vor dem, was die Menschen über ihn sagen könnten, die Angst vor dem Tode überwand, der sich im Unterbewußtsein sagte: der Tod ist mir nicht gewiß, wenn ich kämpfe, aber die Schande ist mir gewiß, wenn ich davonlaufe; der seelisch und körperlich vergewaltigt, widerwillig hinter einem dafür bezahlten Leithammel ins Gefecht rannte. Wirklich tapfer aber könnte man doch füglich nur jenen nennen, der nicht für die Überzeugung der anderen, sondern für die eigene eintritt, der allein steht und dabei weder auf Ruhm hofft, noch die Schande, noch den Tod fürchtet. Einen einzigen solchen Tapferen, dem kein Ruhm gewunken hätte, wenn er gestorben wäre, und keine Schande, wenn er um sein Leben gebettelt und gezittert hätte, habe ich im Kriege mit eigenen Augen gesehen. In Grodzisko am San im Oktober 1914.

\*

\*

\*

Wenn ich nur wüßte, weshalb die österreichische Armee nach der verlorenen Schlacht bei Lemberg bis nach Westgalizien gelaufen ist und weshalb sie nicht am San stehen geblieben ist, der eine natürliche von Norden nach Süden verlaufende Verteidigungslinie in Mittelgalizien gebildet hätte! Nur deshalb, um zum Namenstag des Kaisers am 4. Oktober einen neuen siegreichen Vormarsch von Westgalizien zum San antreten zu können? Eine solche Vermutung ist nicht am Ende ein Witz, sondern erscheint durchaus nicht unbegründet, wenn man bedenkt, daß zum Beispiel im Februar 1915, als der damalige Bürgermeister von Wien Dr. Weiskirchner das Bedürfnis verspürte, die Wiener Truppen an der Front zu besuchen, sich aber nicht weiter als bis zum Divisionskommando traute, in einer Periode tiefsten Friedens an der Nida in Polen sämtliche dem Divisionskommando vorgelagerte Infanterie- und Artillerieformationen offiziell den Befehl erhielten, durch fleißiges Schießen Lärm zu machen, um den Herrn Bürgermeister nicht ins Hinterland zurückkehren zu lassen, ohne Schlachtendonner gehört zu haben. Ich habe diesen Befehl gelesen und ich habe auch mit eigenen Augen gesehen, wie im April 1915 an der Nida mit einem 30·5 cm Mörser, da gerade kein anderes Ziel sichtbar war, nach einem pflügenden Bauern hinter der russischen Front geschossen wurde, um dem Erzherzog Albrecht, der damals unseren Frontabschnitt besuchte, die Wirkung dieses Geschützes zu demonstrieren. Warum soll unter solchen Umständen nicht auch zur Feier eines kaiserlichen Namenstages ein Vormarsch in Szene gesetzt worden sein?

\* \* \*

Wer diesen Vormarsch mitgemacht hat, ist sicherlich um wenigstens eine Erinnerung fürs Leben reicher geworden. Ich verdanke ihm mehrere. Ich war damals einer Infanterie-Munitionskolonne zugeteilt und ruderte mit ihr unter endlosem Hü- und Hottgeschrei inmitten



des ganzen Trains durch das von wochenlangen Regengüssen gräßlich erweichte Land hinter den Frontruppen her, die am San schon wieder auf die Russen gestoßen waren. Man hatte uns mit unseren ca. 4000 kg schweren und dem Barockstil nach, in dem sie gezimmert waren, scheinbar noch aus Maria Theresias Zeiten stammenden Munitionswagen über die blödsinnigsten Feldwege, hügelab, hügelab geschickt. Im Dreck versanken diese Ungetüme mit ihren fast zwei Meter hohen Rädern bis an die Achsen, in jedem Hohlweg blieben sie wegen ihrer Breitspurigkeit sofort stecken und da sie überdies hölzerne Protzstöcke hatten, die von den hungri- gen Pferden während des Kampierens in den kalten Regennächten durchgenagt wurden, so daß sie beim Marsch dann abbrachen, war an ein Weiterkommen nicht zu denken, es gab Tage, an denen wir nicht mehr als zwei Kilometer vorwärtskamen. Dabei wurden wir fortwährend durch Meldereiter des Munitionsparkkommandos belästigt. Vorwärts, vorwärts, ohne Schonung der Pferde vorwärts: das war der Inhalt aller Befehle, die sie uns überbrachten.

Wer noch nie ein Pferd, das unter Prügeln seine letzte Kraft hergegeben hat, an Überanstrengung zusammenbrechen gesehen hat, wer noch nie diese stumme Verzweiflung in den Augen, dieses treue Wollen und Nicht-mehr-Können, dieses ohnmächtige Zittern des ganzen Körpers erblickt hat, wer noch nie Zeuge dieses Ausschirrens und In-den-Straßengraben-Werfens eines noch lebenden, niedergebrochenen Tieres war und noch nie die nun folgende „Gnaden“schießerei mit Pistolen in den Kopf des Tieres miterlebt hat, der kann sich keine Vorstellung von einer Namenstagsfeier eines Kaisers, aber auch keine von dem seelischen Zustand machen, in dem ich mich befand. Körperlich und seelisch vollkommen zerschlagen, kam ich mit der Kolonne spät abends in die anbefohlene Nächtigungsstation. Ohne etwas zu essen, warf ich mich im nassen und dreckigen Mantel, so wie ich war, auf ein paar Schaub Stroh, die

noch vom vorhergehenden Abend in der Ecke einer Bauernstube auf dem Fußboden lagen, und versuchte vergeblich, einzuschlafen und zu vergessen. In der Stube saß noch die Besitzerin des Hauses, eine ruthenische Bäuerin, die sich bemühte, ihr Kind in Schlaf zu singen. Dieses Kind lag in einem Körbchen, das mit zwei langen Stricken an einem Tram der Stubendecke aufgehängt war. Leise schaukelte sie das Kind hin und her und sang dazu eine einfache, rührende Melodie, die ich einige Tage vorher bei einem Begräbnis singen gehört hatte und die für alle Wechselfälle des Lebens gut zu sein schien. Draußen hörte man ab und zu Kanonenschüsse vom San und im Herde zirpte ein Heimchen. Mir war zum Speien elend. Draußen fielen in einem Augenblick Hunderte von Menschen, Kinder, von Müttern in jahrelanger Mühe, Sorge und Not geboren, aufgezogen, gewiegt, in Schlaf gesungen, geleitet und behütet. Dachte diese Mutter nicht auch daran, wenn sie draußen schießen hörte? War kein Zug der Empörung in ihren Zügen zu merken, kein Erkennen der verbrecherischen Schweinerei, für die sie ihr Kind wiegte? Ich blinzelte zu ihr hinüber. Aber im trüben Schein der kleinen Petroleumlampe, die auf dem Tische stand, sah ich nichts weiter als ein leises Lächeln der Liebe in ihren hübschen Zügen und die Bewegungen ihres Mundes, der sang.

\* \* \*

Es klopfte. Ein Ordonanzkorporal trat ins Zimmer und überbrachte mir einen Befehl des Munitionsparkkommandos: „Der Kadettaspirant Dr. Müller-Guttenbrunn hat sofort mit sechs Infanteriemunitionswagen und acht Kanonenumunitionswagen, die von der Kanonenumunitionskolonnie I zu übernehmen sind, nach Grodzisko abzumarschieren und von dort in der folgenden Nacht den Truppen am San im Abschnitt Dembno—Chalupki Munition zuzuschieben.

Also wieder raus in den Dreck! Ich suche mir jene Pferde aus, die sich beim heutigen Marsche noch am

frischesten erwiesen haben. Auch diese liegen schon und müssen zum Anschrillen mit Gewalt aufgetrieben werden. Die Nacht ist stockfinster, aber es regnet wenigstens nicht und die Wege sind leidlich. Im ersten schwachen Grauen des Morgens sehen wir rechts und links des Weges die ersten Choleratoten liegen. Vor dem aufgerissenen Mund ein erbrochener, von der Kälte der Nacht gestockter Brei, hinten eine ähnliche, durch den Hosenboden durchgesickerte, dünnere Masse.

Im ersten Strahl der schon wochenlang nicht mehr gesehenen Sonne passieren wir Grodzisko. Wunderbarer Spätherbstmorgen. Zwischen den weit auseinanderliegenden beiden Häuserreihen des Dorfes ein schmutziger Bach. Die Straße infolge der frühen Stunde noch fast unbelebt. Birken mit feurgelbem und rotem, schon schütter gewordenem Laub, fallende, im Winde tanzende und in der Morgensonne erblitzende welke Blätter und die melancholischen dumpfen Schläge des Waschholzes lachender Rutheninnen unten am Bach, die rhythmisch durch die tiefe herbstliche Stille hallen. Bei dem Trainkommandanten des Feldhaubitregimentes Nr. 2, den ich kenne, quartiere ich mich mit meinen Leuten ein, da nirgendwo sonst Quartier zu bekommen ist. Er erzählt mir beim Frühstück, daß die Truppen vorne sehr unter der Spionage der Einheimischen zu leiden hätten. Sogar Telephonleitungen würden von ihnen über den San zu den Russen gelegt. Sämtliche Ruthenen seien gegen uns und für die Russen. „Wozu führen wir dann um dieses Land Krieg?“ frage ich ihn. Er schaut mich verständnislos an und findet keine rechte Antwort.

Nach dem Frühstück schicke ich meine Leute schlafen, denn in der nächsten Nacht müssen wir in die Stellung vorgehen. Ich selbst lege mich in das Bett des Trainkommandanten, der mit seinen Fuhrwerken zur Fassungsstelle abmarschiert und erst spät abends wieder zurück sein kann.

Nach einigen Stunden werde ich durch Klopfen geweckt. Vor der Türe stehen zwei Unteroffiziere meiner

Kolonne mit einem Ruthenen. Sie melden, sie hätten bei dem Ruthenen, der im Nachbarhaus einen kleinen Kramladen betreibe, eine Telephonausrüstung gefunden. Dieses Telephon sei ein russisches. Bei unserem Feldtelephon seien die Kabel mit schwarz-gelber Wolle umspinnen, bei diesem mit schwarz-weißer. Und Schwarz-Weiß seien die russischen Nationalfarben. Sie weisen mir den gefundenen Apparat vor. Die Kabel sind tatsächlich schwarz-weiß umspinnen. Das ist nicht zu leugnen. Und ebensowenig zu leugnen ist, daß die Kabel unserer Telephonausrüstung schwarz-gelb gefärbt sind. Und daß die russischen Nationalfarben Schwarz-Weiß sind, weiß ich, seit ich den ersten russischen Grenzpfahl gesehen habe.

Ich lasse mir den Laden des Ruthenen zeigen, um nachzusehen, ob ich nicht irgendwo eine Leitung finden könne; aber alles Suchen ist vergeblich. Der Ruthene gibt auf Fragen, die durch einen Dolmetsch an ihn gerichtet werden, keine Antwort und lächelt nur immer. Wir treten wieder auf die Straße hinaus. Vor dem Laden haben sich viele Soldaten und Unteroffiziere anderer Unterabteilungen angesammelt, die von dem Fall gehört haben und drohende Rufe gegen den Ruthenen ausstoßen. Meine Leute fragen mich, was sie mit dem Mann machen sollten. Ich kann ihnen keine Antwort geben, denn ich weiß es selbst nicht.

Da reitet zufällig der Stab der benachbarten 4. Infanterietruppendivision durch Grodzisko. An der Spitze der General Schenk und hinter ihm eine große Zahl von Offizieren und Ordonanzen. Da ich mich als Kadettaspirant zu einer Entscheidung inkompetent fühle, beschließe ich, den Fall zu melden, und frage die Vorüberreitenden nach dem Kundschafteroffizier der 4. Division. Ein Hauptmann und zwei Honvédhusaren hinter ihm halten ihre Pferde an, während die anderen weiterreiten. Ich erstatte ihm Meldung und frage ihn, was ich tun solle.

„No, was wirst tun?“ sagt er. „Sofort aufhängen das Schwein! Da unterm Hausdach, da ist ein sehr schöner Balken für den Zweck.“

Auf einen Wink von ihm springen die beiden Husaren von ihren Pferden. Der eine löst einen zirka anderthalb Meter langen Strick samt Schlinge vom Sattel und tritt grinsend an den Ruthenen heran. Man sieht es ihm an, daß ihm eine solche Exekution nichts Neues ist.

„Wer kann ruthenisch?“ fragt der Hauptmann die Leute, die uns im Halbkreis umstehen. Ein Zugsführer meldet sich. „Sag’ dem Schwein, daß er ein Spion ist und jetzt sofort an dem Balken dort oben aufgehängt wird!“

Während der Zugsführer redet, beobachte ich genau das Gesicht des Ruthenen. Das Lächeln verschwindet wohl aus seinen Zügen, aber nicht die geringste Erregung tritt an seine Stelle. Er verzieht keine Miene. Einen Blick wirft er nach dem Balken empor, dann sieht er uns ruhig mit seinen blauen Augen an. Sobald der Zugsführer geendet hat, zieht er langsam die Fellmütze von seinem Kopfe, so daß die langen, nach russischer Art getragenen Haare sichtbar werden, neigt leicht den Kopf und sagt mit ruhiger Stimme nichts weiter wie: „Prože!“ Das heißt: Bitte!

\* \* \*

Noch heute kann ich die Gefühle nicht analysieren, die mir angesichts eines solchen stillen, den Tod verachtenden Heldentums das Herz verengten. Über alle diese den Schauplatz neugierig umstehenden Knechte, die ein hohles Wort ihres Herrschers in den Krieg getrieben hatte, schien mir die Gestalt dieses Ruthenen ins Riesenhafte hinauszuwachsen. Ich stieß die Honvédhusaren, die schon Hand an ihn legen wollten, zurück und erklärte dem Hauptmann, ich sei Ortskommandant von Grodzisko, sei für alles, was hier geschehe, verantwortlich und würde nicht dulden, daß der Mann ohne gerichtliche Untersuchung hingerichtet werde. Wieso mir in meiner Angst um den Ruthenen so plötzlich die Lüge, ich sei als Kadettaspirant in einem Orte, in dem es von Offizieren wimmelte, Ortskommandant, einge-

fallen ist und wie es möglich war, daß mir der Hauptmann den Schwindel geglaubt hat, wird mir immer rätselhaft bleiben.

Der Hauptmann sah mich mitleidig lächelnd an. „Bittä“, sagte er, „wie du willst. Aber wozu hast mich dann aufgehalten?“

„Aufsitzen!“ kommandierte er seinen zwei Husaren und ritt, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, im Trab dem Stabe nach.

Murrend gingen die Leute auseinander. Noch am selben Nachmittag sandte ich den Ruthenen mit den zwei Unteroffizieren, die das Telephonmaterial bei ihm gefunden hatten, zum Gericht der 25. Infanteriedivision nach Giedlarowa. Sie kehrten bereits am nächsten Vormittag, als ich eben mit den leeren Munitionswagen von der Front heimkam, wieder mit dem Ruthenen vom Gerichte zurück und meldeten mir: „Der Telephonapparat ist kein russischer, sondern der neue österreichische, der erst seit vierzehn Tagen ausgegeben wird und den daher noch die Wenigsten kennen.“

Der Telephonist, der ihn bei dem Ruthenen vergessen hatte, meldete sich am nächsten Tage.



## Die Spionin

Es war um 10 Uhr vormittags im Mai.

Gräfin Alexandrine von Lichtenberg saß noch beim schöngedeckten Frühstückstisch auf der Terrasse ihrer schloßähnlichen Villa in Grinzing. Die tiefen Hupentöne des großen Autos, das ihren Gemahl, den Minister Max Grafen Lichtenberg, täglich um diese Zeit nach Wien ins Amt brachte, waren eben unten in der noch ganz dörflichen, zwischen ebenerdige Häuser und Gärten eingebetteten Hauptstraße von Grinzing verklungen. Die Gräfin war allein. Das rote Sonnendach, das gegen die

schon heißen Strahlen des wolkenlosen Vormittags-  
himmels über die Terrasse gespannt war, warf einen  
zarten, rosigen Schein auf ihr weißes Morgenkleid und  
auf ihr blasses, hübsches Gesicht. Sie dehnte sich in  
dem wohligen Gefühl, das ihr Satttheit, Ausgeschlafen-  
heit und der schöne, von Vogelsang durchschmetterte  
Vormittag gab, ein wenig in ihrem Korbfauteuil, erhob  
sich träge, trat an das steinerne Geländer, das die Ter-  
rasse umschloß, und blickte in die Tiefe. Zu ihren Füßen,  
im Schatten der hohen Gartenbäume, stand der Gärtner  
inmitten des vom nächtlichen Tau noch nassen und blitzen-  
den Rasens, der eine angenehme Kühle emporströmte,  
und arbeitete gebückt an einem Blumenbeete. In der  
Ferne lag Wien, leicht verschleiert von dem Morgen-  
dunste, der aus dem Gewirre von Dächern und Kuppeln,  
Türmchen und Türmen emporstieg.

Gräfin Alexandrine wußte nicht recht, was sie be-  
ginnen solle. Sollte sie ihr Stadtauto nehmen und zur  
Schneiderin fahren oder sollte sie auf ihre Freundin,  
die kleine Baronin Berger warten, die ihre Ankunft aus  
Deutschland telegraphisch schon für vorgestern angezeigt  
hatte und doch endlich kommen mußte. Sie war vor  
einiger Zeit plötzlich Hals über Kopf abgereist. Ihr  
Mann, der als Rittmeister an der deutschen Westfront  
im Felde stand, hatte ihr telegraphiert, daß er für drei  
Tage dienstlich in Leipzig zu tun habe. Und da gab  
es natürlich für die ganz jung Vermählte kein Besinnen.  
Mit rätselhafter Schnelligkeit verschaffte sie sich durch  
alle möglichen Protektionen einen Paß, den andere  
Sterbliche nur mühselig nach dreiwöchigem Kampfe  
erobern konnten, und reiste ab. Denn die Bestimmun-  
gen für das Überschreiten der Grenze zwischen Öster-  
reich und Deutschland waren damals sehr strenge. Nun  
aber war die Baronin über eine Woche, ohne briefliche  
Nachricht zu geben, fern von Wien und die Gräfin empfand  
schon Sehnsucht nach ihrer reizenden, lebhaften Freun-  
din. Sie hatte schon viele Dinge auf dem Herzen, die  
sie nur ihr anvertrauen konnte.

Da hörte sie hinter sich leichte, rasche Schritte und als sie sich umwandte, erblickte sie die kleine Baronin, die ihr durch den Salon, dessen Türe auf die Terrasse führte, entgegengeilte.

„Lotti! Na endlich!“ rief Gräfin Alexandrine und schloß die Freundin in die Arme.

„Endlich! Endlich!“ rief auch die Angekommene. „Gott sei Dank! Xandi, ich habe Fürchterliches erlebt! Puh!“ Und sie ließ sich beim Frühstückstisch in den Korbsessel fallen, den der Minister erst vor kurzem verlassen hatte. Ihr Hut saß etwas schief auf ihrer aus dem Gleichgewichte gekommenen Frisur, auf der Wange hatte sie einen Rußfleck, aber ihr schönes, jugendliches Gesicht war munter und frisch und ihre dunkelbraunen Augen strahlten lustig.

„Was ist denn los?“

„Weißt du, woher ich komme?“ rief die Baronin, „von der Bahn, direkt von der Bahn! Ich bin eben erst angekommen!“

„Wieso denn?“ fragte die Gräfin. „Du wolltest doch schon vor drei Tagen von Leipzig abfahren. Was hat dich abgehalten? Ist dein Mann krank geworden? Hast du mit ihm gestritten, daß ihr länger beisammen bleiben müßtet, um euch wieder zu versöhnen?“

„Ach, gestritten!“ rief die Baronin. „Mit Egon gestritten! Unsagbar, unfafßbar schön waren wieder diese drei Tage! Aber die Rückreise hat leider auch drei Tage gedauert statt einen! Und das waren drei schreckliche Tage! Besonders der erste! Fürchterlich! Fürchterlich! Fürchterlich! Dieses Tetschen — eine ekelhafte Grenzstadt!“

„Aha!“ sprach die Gräfin, „war dein Paß nicht in Ordnung! Ich hab' es mir doch gleich gedacht, daß irgend etwas nicht richtig sein kann, wenn man so schnell einen bekommt!“

„Der Paß war schon in Ordnung!“ rief die Baronin. „Aber . . . Ach, Egonchen, Egonchen, wüßtest du, was deinem Lottiweibi bei den bösen, bösen Menschen an der Grenze passiert ist!“



„Ja, du lieber Gott, was ist denn geschehen? So erzähle doch!“ rief die Gräfin. „Willst du nicht noch etwas frühstücken!“

„Ja, ja! Schenke nur ein!“ sagte die Baronin und stopfte ein großes Stück Kuchen in den Mund, „ich bin halb verhungert! Kann uns hier niemand hören?“ fragte sie kauend und blickte sich um.

Die Gräfin erhob sich und schloß die Türe zum Salon. „Nun los! Ich platze schon vor Neugierde!“

„Also, wo fang' ich denn an?“ sprach die Baronin bampfend. „Elender Deckel!“ rief sie, sich unterbrechend, und riß ihren Hut, der ihr beim Zurücklehnen in den hochlehnigen Fauteuil wegen seiner breiten Krempe hinderlich war, vom Kopfe und warf ihn auf ein nahe stehendes kleines Tischchen. „Also, begonnen hat die Sache eigentlich schon am Abend von Egons Abfahrt. Wir saßen miteinander ganz gemütlich im ‚Fürstenhof‘ beim letzten Nachtmahl, da trat plötzlich ein Offizier an unseren Tisch, ein Kamerad von Egon, der mit ihm reisen sollte, wie ich später erfahren habe. Als ihn mir Egon vorstellte, ließ er meine Hand gar nicht mehr los und starrte mich mit offenem Munde an. Nanu, dachte ich mir, was glotzt denn das preußische Luder? ‚Verzeihung‘, sagte er zu Egon gewendet, ‚ist das deine Frau Gemahlin?‘ — ‚Na, erlauben Sie einmal, wer denn sonst!‘ rief ich. ‚Donnerwetter nochmal, ist das eine Ähnlichkeit!‘ sagte er, zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und zeigte mit dem Finger auf ein Bild. Darüber stand: Eine gefährliche Spionin, die die Polizei schon lange sucht! Und darunter der Name: Annetarie . . . na irgendwas, so ein unaussprechlicher, sächsischer Name, mit einigen ‚tz‘ und ‚sch‘ hintereinander. Kötzschenbrötzschen . . . so irgendwie. Und das Bild selbst . . . na ja, eine ganz kleine Ähnlichkeit will ich nicht abstreiten, aber im großen und ganzen bild' ich mir denn doch ein, wesentlich hübscher zu sein. Mein Egonchen fand das auch sofort. Nur der andere sah immer wieder bald das Bild, bald mich an und

murmelte: ‚Donnerwetter, sonderbar!‘ So ein Preuß' hat eben keine Ahnung von Galanterie. Aber schließlich wurde es noch ganz lustig. Egon neckte mich den ganzen Abend und stellte mir vor, was mir auf der Heimreise alles passieren könnte, wenn ich keinen so ordentlichen Paß hätte, als es in Wirklichkeit der Fall war. Egon prüfte den Paß zur Vorsicht noch einmal und fand ihn vollkommen in Ordnung. Und er versteht etwas von diesen Dingen! Ach, mein Männchen versteht überhaupt alles! Er konnte ja nicht ahnen, was ich für Pech haben sollte!

Am nächsten Morgen wachte ich noch ganz verheult von dem gestrigen Abschiede allein in meinem Bette auf. Das Gefühl dieser trostlosen Einsamkeit, die nun wieder für so ungewiß lange Zeit vor mir lag, ließ keinen Gedanken an die dumme Spionin mehr in mir aufkommen. Alles war vergessen. Ich fuhr zum Hauptbahnhof und dampfte mit dem Zug um 9 Uhr 30 über Dresden nach Wien ab. So etwas Langweiliges wie diese Fahrt habe ich im Leben noch nicht mitgemacht! Lauter alte Weiber im Coupé, die über ihre Lebensmittelmacken und die täglich größer werdende Schwierigkeit, hinten herum etwas zu bekommen, quatschten und mir meine schönen Gedanken an die drei selig verlebten Tage störten. In Dresden hielt ich es nicht mehr länger aus und kaufte mir die ‚Dresdner Neuesten Nachrichten‘, um mir ein wenig die Zeit zu vertreiben. Das Blatt war noch ganz frisch und stank nach der famosen Kriegs-Druckerschwärze, die jetzt immer verwendet wird. Also wirklich die allerneuesten Nachrichten! Aber schöner Zeitvertreib! Da war wieder seitenlang alles voll von Telegrammen über neue, alles Dagewesene an Furchtbarkeit übertreffende Angriffe der Engländer und Franzosen an der Somme! Und am wüstesten sollte es um das Dorf zugehen, bei dem Egons Regiment noch vor kurzer Zeit gestanden war. Also mit der Ruhe und dem Lesen war's auch schon wieder aus! Mein armes Hirn war von diesen Nachrichten völlig verwirrt, ich mußte

immer wieder an mein armes Egonchen denken und eine gräßliche Angst um ihn packte mich. Weißt du, so eine Angst, die so groß ist, daß sie nicht nur das Herz ergreift, sondern gleichsam überläuft, als wäre das Herz zu klein für sie, und sich noch auf andere Körperteile schlägt. Na, du verstehst mich schon! Ich verließ also fluchtartig auf einige Zeit das Coupé. Und im Verlauf der nächsten Stunde noch einigemale. In der Zwischenzeit starrte ich, wieder an meinen Platz zurückgekehrt, trostlos durch das Fenster in das Elbetal hinaus, das mich sonst immer so entzückt hat, geistesabwesend, ohne eigentlich etwas Rechtes zu sehen. Ich mußte immer nur an ihn denken und konnte mir die schrecklichen Verhältnisse, die er bei seiner Ankunft vorfinden würde, gar nicht vorstellen. Ach, dieser verfluchte Krieg! Und das nennt sich nun eine Ehe!

So um dreiviertel eins waren wir in Tetschen. Als der Zug langsam in die Halle einfuhr, stand ich schon auf den Waggonstufen, um nur rasch draußen zu sein und die blöde Paßgeschichte als erste hinter mir zu haben. Bei einer Bahnhofstüre stand ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett, hielt ein Stück Papier in der Hand und starrte den Zug an. Als er mich erblickte, glotzte er noch um einige Nuancen blöder, warf einen Blick auf das Papier, setzte sich in Trab und verschwand in einer Türe weiter unten in der Bahnhofshalle.“

„Aha“, lachte die Gräfin, „die haben wohl schon auf dich gewartet!“

„Lache nicht!“ rief die Baronin. „Es ist zu traurig! Ich war also wirklich eine der ersten bei der Paßkontrolle, von hinten gedrängt und gestoßen, denn jeder wollte möglichst schnell fertig werden. Der Zug hat nur knapp eine Stunde Aufenthalt. Plötzlich trat so ein rotbärtiger, uniformierter Lackel an mich heran, tippte mir auf die Schulter — so eine Frechheit — und fragte, wie nur so ein Kerl fragen kann: ‚Wo haben Sie Ihren Paß?‘ Ich reichte ihm triumphierend mein braunes Büchel und freute mich innerlich schon auf sein blamiertes Ge-

sicht. So ein Spionenriecher! Er warf einen Blick in den Paß und lächelte. Nur ganz wenig, aber doch so, daß sich die Spitzen seines gräßlichen roten Schnurrbartes ein wenig bewegten.

„Sie heißen also jetzt Berger?“ sagte er. „Hm! Und Baronin sind Sie auch geworden?“ Und „hmte“ noch einmal!

„Was heißt ‚jetzt‘? Was heißt ‚Baronin geworden‘?“ rief ich.

Er sah mir nur schweigend und über meine Empörung grinsend ins Gesicht, gab mir auf meine Fragen keine Antwort, sagte bloß „Wollen Sie, bitte, mal mit mir kommen!“ und wandte sich zum Gehen. Den Träger, der mit meinem Gepäck hinter mir stand, schnauzte er an: „Die Koffer ins Untersuchungszimmer!“

Und damit ging er, ohne sich weiter nach mir umzusehen, einen schmalen Gang entlang, scheinbar ganz sicher, daß ich ihm folgen müsse. Und was blieb mir auch anderes übrig? Er hatte ja meinen Paß. Und wie er rannte! Ich kam ihm kaum nach.

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ rief ich, ihm nachzappelnd.

„Das werden Sie gleich sehen!“ sagte er über die Achsel.

„Sie halten mich wohl für die Spionin, die mir ein wenig ähnlich sieht und die in den Zeitungen abgebildet ist, nicht? Aber Sie irren sich gründlich! Sie sehen doch meinen Paß!“

Er gab mir wieder keine Antwort, öffnete eine Türe, sagte mit einer Handbewegung bloß „bitte!“ und ließ mich vorantreten. Der Träger mit meinen beiden Koffern zwängte sich hinter mir durch den Eingang, stellte alles auf den Boden und entfernte sich wieder, nachdem ich ihn bezahlt hatte, die Stirne mit einem roten Taschentuch trocknend.

Das Zimmer war hoch und kahl. Die eine Ecke war durch einen auf einer eisernen Stange quergespann-

ten, zwei Meter hohen Vorhang von dem übrigen Raume abgeschlossen.

„Frau Ziesche!“ rief der Rotbärtige.

Der Vorhang teilte sich und eine alte, dicke Frau mit weißer Schürze trat hervor.

„Frau Ziesche,“ sagte er, „nehmen Sie, bitte, bei dieser Dame hier eine sehr genaue und gründliche Leibesvisitation vor!“

„So eine bodenlose Infamie!“ rief die Gräfin.

„Also, Xandi, ich sag’ dir, ich hab’ geglaubt, mich trifft der Schlag!“ sprach die Baronin weiter.

„Ja, warum denn?“ schrie ich ihn an. „Wozu hat man denn seinen Paß in Ordnung, wenn man nicht einmal dann Ruhe hat?“

„Ich bitte, keine zwecklosen Widersetzlichkeiten!“ sprach er kühl, „ich bin nach dem Gesetze berechtigt, eine solche Visitation bei Ihnen vornehmen zu lassen und in Ihrem Falle bin ich sogar dazu verpflichtet! Ich bitte hinter den Vorhang zu treten und sich zu entkleiden!“

Die Alte schlug den Vorhang ein wenig zurück, sagte wieder dieses gottverfluchte „bitte!“ und ich — was sollte ich tun, wenn ich nicht den Zug versäumen wollte — schlüpfte durch die Öffnung hinter den Vorhang.

Also Xandi, du weißt, wie ekelhaft mir dieses An- und Ausziehen ohne die Hilfe von einer Zofe ist! Dieses Bücken und Aufschnüren der Schuhe! Schrecklich! Ich glaube, ich könnte Egon, auch wenn er mich später einmal noch so schlecht behandeln sollte, nie betrügen, denn dieses eigenhändige Schuhe ausziehen allein hält mich von jedem Verhältnis ab.

„Die Schuhe auch?“ fragte ich die Alte wütend.

„Freilich!“ sächselte sie, „die Schuhe und die Strimpe missen ooch herunder! Das Hemde gennen Se anbehalten!“

„Das Hemd muß auch herunter!“ rief draußen hinter dem Vorhang der rotbärtige Tiger, der natürlich alles hören konnte.“

„Unverschämt!“ rief die Freundin.

„Ich hab' geglaubt“, fuhr die Baronin fort, „ich platze vor Wut. So eine niederträchtige Schikane!

Doch die Alte kümmerte sich nicht um meine zornigen Blicke. Sie tappte gewissenhaft jedes Stück, das ich ausgezogen hatte, von allen Seiten ab und drückte es, ob nicht irgendwo etwas eingenäht sei, sie trippelte mit meinen Schuhen zum Lichte und guckte hinein, sie fuhr mit dem ganzen Arm bis zur Achsel in meine Strümpfe und suchte, ich weiß nicht was, da drinnen. Wahrscheinlich den gestrigen Tag!

Und wie ich endlich ganz en costume d' Eve vor ihr stand, stürzte sie sich plötzlich mit einem unterdrückten ‚ach herjemerschne‘ auf mich und drehte mich mit dem Körperteil, wo sich der Rücken am weitesten nach rückwärts wölbt, dem Lichte zu.

‚Endlich eine vernünftige Idee!‘ dachte ich mir und erinnerte mich an den Götz von Berlichingen.

Aber nichts da. ‚Herr Kulkel!‘ rief sie plötzlich laut, ‚die Dame hat was Geschrieb'nes uff'm Arschel!‘ ‚Was?‘ brüllte der draußen und ich hörte, wie er aufsprang und einen Stuhl dabei umwarf.

Also ich sage dir, ich war einer Ohnmacht nahe, denn ich war fest überzeugt, daß die beiden infolge der fixen Vorstellung, jeder Mensch müsse ein Spion sein, eben verrückt geworden seien! ‚Was soll ich nur tun? Was soll ich nur tun, wenn der jetzt hereinkommt?‘ dachte ich in rasender Eile, denn seine Schritte kamen immer näher. Endlich begann ich wie am Spieße zu brüllen: ‚Wenn Sie sich unterstehen hereinzukommen, so kratze ich Ihnen die Augen aus!‘ kreischte ich, so laut ich konnte, und als er seine Schritte noch immer nicht mäßigte, fing ich an, was ich konnte, um Hilfe zu brüllen.

Das wirkte. Er blieb stehen.

‚Frau Ziesche, können Sie mir sagen, was geschrieben steht?‘ fragte er mit erregter Stimme. Was geschrieben steht! Das klang ganz so, als hätte ich einen Bibel-

abdruck auf dem Teile, ohne den man den ganzen Tag stehen müßte!

Die Alte drehte mich wieder zum Lichte. „Ich gann nich entziffern, Herr Kulke!“ sagte sie, „es scheint eene geheeme Schrift zu sein!“

„Ja, sind Sie denn wirklich verrückt?“ schrie ich. „Wo soll denn da hinten eine ‚geheeme Schrift‘ herkommen?“

„Vielleicht ist’s eine Spiegelschrift, Frau Ziesche!“ tönte es von draußen. „Nehmen Sie mal einen Spiegel! Haben Sie einen Spiegel? Ja? Versuchen Sie ’s mal!“

Und das alte Biest nahm wirklich einen Spiegel! „Wees Kneppchen!“, rief sie plötzlich laut, „ich hab’s! Nu gann mer’s lesen! ’s is sogar was Gedrucktes!“

„So lesen Sie doch!“ rief Herr Kulke draußen fiebernd.

„An der Somme . . .“ buchstabierte sie, „Truppen . . . kleine Verschiebung im Falle eines Angriffes rückwärtige Stellungen . . . neue Minenwerfer.““

„Wie? Ja, wieso denn?“ schrie Gräfin Alexandrine in höchster Spannung.

„Warte nur!“ sagte die Baronin, „laß dir weiter erzählen.“

„Das ist ja hochinteressant!“ brüllte Herr Kulke draußen beinahe aufjubilend. „Aber lesen Sie doch zusammenhängend, liebe Frau Ziesche!“

Er wurde aus lauter Freude mit der Alten beinahe zärtlich!

„Ich gann nich!“ rief diese von innen heraus, „’s is vieles schon verwischt. Aber das macht nichts, ich gloobe, Se gennen ruhig die Bolizei holen lassen! Das is’n ganz geriebenes Luderchen! Die ham mer feste!“

Jetzt wußte ich wirklich nicht mehr, was ich denken sollte! Konnte ich überhaupt noch denken? Waren die beiden wirklich wahnsinnig? War es möglich, daß zwei Menschen gleichzeitig überschnappen? War da hinten ein Wunder geschehen? Oder war ich selbst vielleicht . . . Ach, Xandi, hast du schon einmal das Gefühl gehabt,

daß du verrückt wirst, rettungslos, fürchterlich verrückt? Es ist das Entsetzlichste, was ich je im Leben gespürt habe! Es ist eine Empfindung, als ob alle Bande, die einen innerlich zusammenhalten, plötzlich gerissen seien, als ob der ganze Körper im nächsten Augenblick auseinanderfallen müsse, der Kopf hierhin, der Leib dorthin, die eine Hälfte nach dieser, die andere nach jener Seite! Was war denn los? Ich renkte mir den Kopf aus, um selbst etwas zu sehen. Da hörte ich draußen auf dem Bahnsteig das Tuten einer Trompete, hörte einen kurzen Pfiff, das Ausströmen von Dampf und vernahm, wie sich der Zug, der mich nach Wien hätte mitnehmen sollen, ohne mich in Bewegung setzte. Doch mir war das in diesem Augenblicke beinahe gleichgültig. Nur nicht überschnappen, du lieber himmlischer Vater! betete ich in einem fort. Lieber Gott, wenn du da oben in Wirklichkeit irgendwo auf einem Wolkenfauteuil sitztest und die Welt regierst, so rette mich vor diesen Tollhäuslern, die da über meinen Podex zu Gericht sitzen, und hilf mir!

Und siehst du, Xandi, das Gebet hat geholfen! Der Gedanke an den Zug rief mir wieder alles, was ich bisher auf meiner Fahrt von Leipzig her in diesem Zuge erlebt hatte, ins Gedächtnis, ich erinnerte mich wieder an meine Angst um Egonchen und an ihre Wirkung auf mich und an mein eiliges Entweichen aus dem Coupé mit der noch nach Druckerschwärze riechenden Zeitung in der Hand . . . na und an das schmutzige — es ist ja jetzt im Kriege alles so verwarlost, weil keine Frauen mit den Armbinden mehr in den Zügen mitfahren . . . na und da muß man sich eben zu helfen trachten und so ein Zeitungsblatt als Unterlage . . . na und da hat sich eben der Generalstabsbericht abgedrückt!!“

„Heiliger Bimbam!“ schrie die Gräfin auf.

„Da tiel es wie Schuppen von meinen Augen! Triumph! Ich hab's!“, brüllte ich, warf mich schreiend vor Lachen auf den Diwan und wand mich in Krämpfen!



„Herr Kulke, Herr Kulke!“ rief die Alte außer sich, als sie das sah, „lassen Sie schnelle eenen Doktor holen, se schnappt iber!“

„Nein, keinen Doktor!“ schrie ich, lassen Sie lieber die heutigen ‚Dresdener Neuesten Nachrichten‘ holen! Die sind mein Doktor!“ Und ich sprang auf, packte die Alte, die entsetzt vor mir Reißaus nehmen wollte und flüsterte ihr mit Gewalt mein süßes Geheimnis ins Ohr.

„Nee, so was!“, heulte sie auf, „sollt’ man ’s denn fer meeglich halten! Nee, so was! Herr Kulke, Herr Kulke, heeren Sie nur!“ Und während ich mir stöhnend vor Lachen mein Hemd anzog, steckte sie den Kopf durch den Vorhang und flüsterte mit dem draußen.

„Faule Ausrede!“ schrie Kulke. „Und woher kommt dann die Ähnlichkeit im Gesicht? Das ist wohl auch ’n Abdruck von der Photographie der . . . Kötzschenbrötzchen aus irgendeiner Zeitung!? Nicht? Alles Schwindel!“

„Das ist gar kein Schwindel!“ rief ich wieder keck geworden hinter dem Vorhang hervor. „Lassen Sie nur die Zeitung holen! Und was das Gesicht betrifft, sehen Sie nicht, daß es mit dem Bild in meinem Paß übereinstimmt? Was kann denn ich für diese verfluchte Ähnlichkeit!“

Und ob du’s nun glaubst oder nicht, Xandi — obwohl die Zeitung geholt wurde, obwohl ihm Frau Ziesche nach Vergleichung versicherte, daß es dieselben Worte und dieselben Typen seien wie auf meinem Sitzpolster, obwohl mein Paß in tadellosester Ordnung befunden wurde, ließ er mich doch nicht los! Ich mußte in einem Hotel ein Zimmer nehmen, durfte mich nicht waschen, wurde unter Vermeidung jeglichen Aufsehens zwei Tage lang bei jedem Schritte überwacht, während er nach Wien telegraphierte, ob in der Tat für mich ein Paß ausgestellt worden sei. Glücklicherweise kam die wirkliche Spionin, die Kötzschenbrötzchen oder wie sie heißt, am zweiten Tag selbst daher. Denn wenn ich bei den heutigen Postverhältnissen auf ein Antworttele-

gramm hätte warten müssen, säße ich heute noch in Tetschen!“

Gräfin Alexandrine, die immer eine leichte Anlage zu einem Blähhals gehabt hatte — ein Schönheitsfehler, der sie oft mit Sorge erfüllte — lag in ihrem Stuhl zurückgelehnt und krächte mit geblähtem Halse und aufgequollenen Adern, daß sie bei ihrem eigenen Anblicke wahrscheinlich entsetzt gewesen wäre.

„Na, und was hat denn der Herr Kulke gesagt, als die andere kam?“ rief sie.

„Er war gleich viel weniger schneidig“, sprach die Baronin, „und sagte, ich müsse vielmals entschuldigen und die ausgestandene Aufregung als ein Opfer betrachten, das ich in dieser schweren, ernsten, aber dafür auch dementsprechend großen Zeit eben dem Vaterlande hätte bringen müssen! Übrigens“, fuhr die Baronin fort, „sag’ einmal, kann ich vielleicht bei dir ein Bad haben? Weißt du, ich habe noch immer so ein schreckliches Gefühl da hinten! Ich traue mich nicht auf die Straßenbahn! Vielleicht nimmt mich noch wer hopp!“

„Wie?“, rief die Gräfin, „es ist noch etwas zu sehen? Das muß ich mir anschauen!“

„Aber vergiß nicht“, schrie die Baronin, „einen Handspiegel mitzunehmen. Du weißt, es ist eene geheeme Schrift!“

Die Gräfin kreischte laut auf, hielt sich den Leib und japste nach Luft.

Und ganz schief vor Lachen stürzten die beiden ins Badezimmer.

---

Die Nummern 8, 9, 10, 15 und 21—23 sind vergriffen und werden vom Verlag zum Preise von S 2.— für jedes gut erhaltene Exemplar zurückgekauft.



# DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld) Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



## BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern .	. Schilling 12—
12 Nummern .	6·50
6 Nummern .	3·50

Für Deutschland:

24 Nummern . .	Mark 9—
12 Nummern . . . . .	5—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern .	Schw. Fr. 14—
12 Nummern .	7—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:  
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.  
Druck: Ludwlg Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.